
Christophe Fricker

Grenzen und Möglichkeiten des Autoreninterviews

*Eine literaturphänomenologische Analyse der Begegnungen
zwischen Ernst Jünger und André Müller*

I.

In der Nachkriegsmoderne ist das Interview zum zentralen Genre der Auseinandersetzung mit Künstlern und Autoren geworden.¹ Seinen herausgehobenen Status hat es sich erobert, weil in der Kunst der Moderne Sinngehalte zunächst hermetisch oder unverbindlich scheinen und ausgehandelt werden müssen.² Dass ein Künstler die »Verlautbarungsebene«³ des Interviews nutzt, wird von »Betrieb« und Öffentlichkeit erwartet.⁴ Erfolgreiche Autoren und Künstler, die sich dem Interview als Praxis oder Genre aus grundsätzlichen Erwägungen (sei es lebenslang oder über einen längeren Zeitraum) widersetzen, von J.D. Salinger über Thomas Pynchon bis Dave Chappelle und Lisa Frank, gelten schon deshalb als Ausnahmeerscheinungen.

Eins der besonders bemerkenswerten Künstlerinterviews des späten 20. Jahrhunderts führten ein Autor und ein Interviewer, die große Vorbehalte gegen die etablierte Interviewpraxis hegten. Es handelt sich um das Gespräch zwischen Ernst Jünger (1895–1998) und André Müller (1946–2011) am 8. November 1989, auf dessen Basis in der *Zeit* ein Interviewtext erschien.⁵ Vier weitere Treffen schlossen daran an, die publizistisch in geringerem Maße Niederschlag fanden als das erste oder bis vor Kurzem unbekannt waren. Dies änderte sich dadurch, dass Tonbandaufzeichnungen dreier Gespräche, Müllers Vor- und Nachbereitungsnotizen, der Briefwechsel Jünger/Müller sowie Materialien, die von beiden Beteiligten im Rahmen ihres Austauschs herangezogen oder Dritten zugänglich gemacht wurden, ausgewertet und größtenteils veröffentlicht werden konnten.⁶

Die Gespräche deckten ein breites Themenspektrum ab, das von der Zeitgeschichte (Erster und Zweiter Weltkrieg, Adenauer-Ära, deutsch-französische Aussöhnung) über Technologie, Währungen und Tierwelt bis hin zu Jüngers Seelen- und Alltagsleben im hohen Alter reichte. Zwar lassen sich erstaunlich viele Äußerungen Jüngers direkt mit Stellen in seinen veröffentlichten Werken abgleichen, doch entlockte Müller ihm durch persönliche Fragen auch eine Reihe bisher unbekannter Informationen.

Nach einer kurzen Vorverständigung stellte Müller seine erste inhaltliche Frage, ob Jünger schon früh die Nähe des Todes gesucht habe; Jünger kam in seiner Antwort sofort auf die beiden bekanntesten und umstrittensten Passagen in seinen Schriften zu sprechen, die »Burgunderszene« und die Schilderung einer von ihm beobachteten Erschießung. Er erwies sich als Interviewroutinier, der wusste, was viele Medienleute beschäftigte, aber auch als durchaus mutiger Autor, der Kontroversen nicht aus dem Weg ging. Müller hielt sich an den beiden Passagen freilich nicht auf und steuerte in großen Bögen die Themen an, die ihn vor allem interessierten: Freiheit, Verzweiflung, existenzielle Extreme. Fast beispiellos kühn versuchte er von Jünger zu erfahren, ob dieser Juden in der Gaskammer immer noch für letztlich freie Menschen hielt und ob er der Schoah weltgeschichtlich einen Sinn zusprach.⁷

Das gedruckte Interview rief empörte, aber auch nachdenkliche Reaktionen hervor. Die neun Leserbriefe, die sich im Nachlass André Müllers erhalten haben, vermitteln einen Eindruck davon, wie stark Ernst Jünger die deutsche Öffentlichkeit 1989 noch polarisierte. Während die einen es für eine »Unverschämtheit« hielten, dass Müller Jüngers Wirken nicht stärker »hinterfragt«, und das Interview als »Obszönität« verurteilten, das einer »zynischen, starren, inhumanen Intelligenz« eine Plattform biete, war Jünger für die anderen »eine Art Held«. Ein Leser vermutete, dass mancher aus der Lektüre »Kraft schöpfen« werde.⁸

Nach dem Interview im November 1989 wurde der Ton zwischen Müller und Jünger lockerer, zunächst brieflich, dann auch in den folgenden persönlichen Gesprächen. Das Gravitätische, einschließlich des betretenen Schweigens über lange Sekunden hinweg, gehörte der Vergangenheit an; es wurde zuweilen herzlich gewitzelt und gelacht.

Im Folgenden möchte ich auf poetologischer Ebene fragen, was Jünger und Müller am Genre Interview genau kritisierten, welche Vorstellungen eines »besseren« Gesprächs es ihnen erlaubten, in einen intensiven Austausch zu treten, und ob sich ihre Hoffnungen erfüllten.⁹ Die Auswertung der interviewkritischen Äußerungen erfolgt anhand eines Katalogs von Vorbehalten, die im 20. Jahrhundert von Künstlern und Kritikern häufig vorgebracht wurden. Damit will ich sichtbar machen, inwiefern Jüngers und Müllers Positionen idiosynkratisch oder nicht doch auch typisch für eine bestimmte Haltung gegenüber schöpferischen Werken und ihren Autoren waren. Ich möchte einen Beitrag zu der Neubewertung Jüngers leisten, die seit einigen Jahren im Gang ist: Jünger wird von der Literaturwissenschaft immer seltener als Einzelgänger, Rand- oder Ausnahmeerscheinung dargestellt und dafür als Autor, der in der Literatur- und Kulturlandschaft der Bundesrepublik Deutschland fest verankert und gut vernetzt war.¹⁰

Die Untersuchung von Jüngers und Müllers Interviewpraxis greift auf die Phänomenologie zurück. Bernhard Waldenfels' *Antwortregister* lotet die Dynamik von Frage und Antwort, die für das Interview ganz offensichtlich grundlegend ist, unter Berücksichtigung der Situiertheit eines jeden Gesprächs im Raum und in der Zeit, vor dem Hintergrund von Wissensständen und Interessen sowie mit Blick auf die Spannung zwischen körperlich anwesenden Gesprächspartnern und einer virtuell anwesenden Öffentlichkeit aus. Die kritische Lektüre der vorliegenden Jünger/Müller-Dokumente einschließlich des gedruckten Interviewtexts bette ich in diese Vorgehensweise ein.¹¹ Es scheint mir lohnend, in dieser Weise methodisch mehrgleisig vorzugehen, weil uns durch die mediale Vielfalt der Nachlasszeugnisse die Situation des Gesprächs besser zugänglich ist, als das üblicherweise der Fall ist. Gleichwohl gilt, dass alle Zeugnisse Vermittlungen (eben in verschiedenen »Medien«) sind, was die Analyse an der entsprechenden Stelle würdigen muss.

II.

Ernst Jünger und André Müller treffen am Vorabend des Mauerfalls in Jüngers Wilflinger Haus zum ersten Mal aufeinander. Nach einigem Zögern hatte Jünger den Autor der Wochenzeitung *Die Zeit* eingeladen. Gleich zu Beginn forderte Jünger Müller auf, sich nicht an die entstehende Tonbandaufzeichnung zu »halten«. Er solle »sich den Wortlaut nicht merken, sondern den Sinn behalten«. Im Übrigen habe er eigentlich keine Zeit für »solche|| Verabredungen« (32). Müller spielte die Bedeutung des Tonbandgeräts herunter, machte Jünger das Kompliment, dass dieser ihm »geistig überlegen« sei, und kam dann recht schnell zu seiner ersten Frage. Noch mehrmals am 8. November 1989 distanzieren sich beide Gesprächsteilnehmer vom Interview als Genre. Jünger sagte beispielsweise: »Machen Sie aber bitte kein Interview draus« (75; vgl. auch 108). Müller kam aber im Auftrag der *Zeit* nach Wilflingen, um ein Interview mit Jünger zu machen, und Jünger wusste das. Offenbar waren Jünger wie Müller mit dem Verlauf des Gesprächs und auch mit dem veröffentlichten Interviewtext zufrieden, denn sie trafen sich noch vier weitere Male. Die Distanzierung vom Interview als Genre setzte sich aber fort. Müller insistierte: »Ich bin überhaupt kein Journalist« (137), »ilch bin ja ein Dichter« (160). Jünger wunderte sich über ein Belegexemplar des *Figaro Littéraire* mit einem angeblichen Exklusivinterview, an das er sich gar nicht erinnerte (96). Zwischen explizit geäußelter Kritik und tatsächlicher Praxis bestand also eine Spannung, die durch eine poetologische Neubestimmung des Interviews als Genre zu lösen wäre.

Mustern wir zunächst die Kritik. Wer die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts am häufigsten geäußerten Kritikpunkte am Genre Interview zusammenträgt, erkennt vier Schwerpunkte. Sie beziehen sich auf das Verhältnis der Gattung Interview zum Werk und zur Person des Autors, auf die Stellung, die das Interview dem Autor in der Öffentlichkeit verschafft, und auf die Rolle des Interviewers. Sie sollen im Folgenden zunächst jeweils dargestellt und dann auf die Jünger/Müller-Gespräche bezogen werden.

Was das *Werk* angeht, lautet der erste Vorbehalt, dass das Interview dem Künstler und seinen Intentionen einen interpretatorischen Status zugestehe, den diese gar nicht haben (ein von Gadamer her zu legitimierender Einwand) bzw. gar nicht haben sollten (im Sinne Roland Barthes'). Müller hat Jüngers Werk mit bemerkenswerter Sorgfalt durchgearbeitet und exzerpiert und seine Exzerpte mehrmals bearbeitet. Er zeigte sich verwundert, dass man selbst nach genauer Lektüre etwa von *An der Zeitmauer* »nicht ganz genau erfährt, was Sie wirklich meinen«. Jünger entgegnete lustlos, aber deutlich: »Na ja, natürlich, das muss man sich selber ...« Müller stockte kurz (»Das muss man dann selber ...«), ließ sich aber nicht von weiteren Nachfragen nach den Implikationen des Werks abbringen (56; vgl. auch 68). Während Jünger die Interpretation des Werks dem Leser anheimstellte und sich nicht in einer privilegierten Position sah, schrieb Müller ihm diese beharrlich zu.

Der zweite Vorbehalt lautet, dass das im Interview sich artikulierende Verlangen nach einem Werkkommentar aus dem Munde des Künstlers im Widerspruch zur Wertschätzung von Werken mit auratischem Anspruch stehe.¹² Jünger, als Prosaautor, gilt vordergründig nicht als *poeta vates*, hat seinen Veröffentlichungen nach 1945 aber, sei es durch die Ausstattung von Vorzugsausgaben oder auch durch die Kühnheit seiner umfassenden, philosophisch fundierten Zukunftsvisionen, einen das Engagiert-Kritische transzendierenden Status zugeschrieben. Wenn er gegenüber Interviews Vorbehalte hegte, war das insofern konsequent, gemäß seinem berühmten Wort: »Wer sich selbst kommentiert, geht unter sein Niveau« (SW 12, 514¹³). Für Müller war dagegen die geistige Kühnheit des Werks gerade der Auslöser des Wunschs, dessen Autor aufzusuchen. Mit diesem Kritikpunkt am Interview an sich ist er also nicht zu identifizieren.

Der dritte Vorbehalt richtet sich darauf, dass die Interviewinflation die Gefahr berge, dass sekundäre Äußerungen das eigentliche künstlerische Schaffen im Bewusstsein des Publikums ersetzen. Jünger wies darauf hin, dass er »viel Unsinn auch« (32) rede, der nicht an die Öffentlichkeit dringen solle. Aus dem Zusammenhang wird klar, dass Jünger Angst hatte, dass sich die Leser an diesen unsinnigen Äußerungen festhalten könnten. Müller warf in einem sarkastischen Leserbrief an den *Spiegel* dessen Herausgeber Rudolf Augstein vor, sich im

Hinblick auf Jünger allein auf Gerüchte zu stützen. Er schrieb: »Jünger zu lesen, kostet Zeit, an der es einem, der wöchentlich Kommentare zum Tagesgeschehen absondern muß, vermutlich gebricht« (121).

Während die ersten drei Vorbehalte poetologischer Natur sind, ist der folgende pragmatisch motiviert: Es bestehe die Gefahr, dass Interviews dem Künstler den Freiraum für sein Schaffen streitig machten. Dieser Punkt war Jünger besonders wichtig: Aus einem »Selbsterhaltungstrieb« heraus gebe er ungern Interviews (32). Er habe »ja andere Sachen zu tun« (127). Und, speziell mit Bezug auf Interviewfragen nach umstrittenen Äußerungen aus vergangenen Jahrzehnten: »Ich habe doch ganz andere Sachen zu tun, als mich mit diesem alten Kitt zu beschäftigen« (128).¹⁴

Vorbehalte gegenüber dem Interview haben auch mit der *Person* des Autors zu tun: Interviews vermittelten den irrigen Eindruck, ungefilterte Einblicke in die Empfindungswelt eines Autors zu geben und dadurch Geheimnisse eines Werks zu lüften.¹⁵ Gegen solche Zudringlichkeiten war Jünger empfindlich. Müllers Frage nach Leidenschaften und heftigen Emotionen wies er wiederholt zurück, denn »es gibt halt Tabuzonen, nicht wahr. Haha« (52). Er weigerte sich, Auskünfte zu seiner Beziehung zu Banine (Umm-El-Banine Assadoulaeff, 1905–1992) oder zur Trauer beim Tod seines Vaters oder seiner Söhne zu geben, die er im Werk – auch im Tagebuch – zurückgehalten hat. An den entsprechenden Stellen ist auf den Tonbändern langes Schweigen und allenfalls eine einsilbige Antwort zu vernehmen.

Interviews und andere Auftritte in der Öffentlichkeit können, so wird weiterhin unterstellt, negativ auf die Persönlichkeit des Künstlers zurückwirken. Müller warnte Jünger eindringlich davor, sich gegen Vorwürfe seiner Kritiker mittels einer Pressekonferenz zur Wehr zu setzen: »Sie dürfen nichts tun, was Ihre Lebenszeit verkürzt. Und das könnte passieren bei so einer Pressekonferenz, wissen Sie, weil Sie vielleicht die Kontrolle verlieren über das, was geschieht. Da wird man bedrängt« (170). Die Möglichkeit einer solchen Veranstaltung hatte Jünger ins Spiel gebracht.

Darüber hinaus geht es bei der Kritik an Interviews um die *Rolle* des Autors in der kapitalistischen Gesellschaft: Interviews liefen Gefahr, Literaturkritik zu verdrängen oder gar zu ersetzen. Die kritische Auseinandersetzung, so lautet der Vorwurf, weicht dann der Affirmation, die letztlich ein Mechanismus der Wertschöpfung sei¹⁶ – der Autor erhalte ein Podium, von dem aus er sein Werk als relevant und wertvoll etablieren könne. Jünger entschied sich nach eigener Aussage bewusst dagegen. Er wisse, dass er beispielsweise in Spanien Fans habe (»so einen gewissen Clan«), aber das spiele für ihn »keine Rolle. Ich mach ja keinen Gebrauch von solchen Sachen« (33). In Anspielung auf das militärstra-

teigische Konzept der *fleet in being* sagte er, es genüge ihm, Freunde »in being« (108) zu haben. Dem Spektakel des Betriebs zog er, so lässt sich die Aussage interpretieren, das Werk vor. Freilich könnte man die Art und Weise, wie er sich durch Vorzugsausgaben, strategisch gepflegte Kontakte und nicht zuletzt die Reproduktion seines Unterschriftskürzels inszeniert, mit Hilfe von Methoden aus dem Markenmanagement analysieren. Er zieht sich im Übrigen natürlich nicht deshalb aus der kritischen Öffentlichkeit zurück, weil er Literaturkritikern Raum lassen will. Äußerungen über Wissenschaftler, die sich mit seiner Biographie und seinem Werk beschäftigen, bringt er meist distanziert (vgl. 36), wenn auch nicht ohne Wohlwollen vor (vgl. besonders zu Julien Hervier und Wojciech Kunicki). Umgekehrt ist Müller bei aller Zuneigung und schließlich sogar erklärter Liebe unbestechlich. Er lässt sich kaum als Agent der Wertschöpfung bezeichnen.

Kritik an Interviews macht sich schließlich oft am Verhalten des *Interviewers* fest. Müllers Insistieren darauf, kein Journalist und damit kein Interviewer im landläufigen Sinne zu sein, zeigt, dass er einige dieser Vorbehalte teilte. Interviews sind umstritten, wenn der Interviewer schlecht vorbereitet ist, den Künstler hofiert, sich selbst inszeniert oder respektlos ist. Müllers Stärke war die akribische Vorbereitung. Konventionelle Höflichkeit, zu der ein Minimum an Neugier gehört, lehnte er programmatisch ab, legte sie aber in der Praxis doch oft an den Tag. Gegenüber Jünger und in einer Reihe von Zeitungsinterviews, bei denen er selbst befragt wurde, erklärte er, er interessiere sich nicht für seine Gesprächspartner und nutze die Gelegenheit nur dazu, aus sich selbst das meiste herauszuholen und etwas über sich zu lernen.¹⁷ Letztlich lieferten seine gedruckten Interviews in aller Regel aber Aussagen, die der jeweils Befragte noch nie zuvor gemacht hatte. Das muss der selbsterklärten Indifferenz des Interviewers gegenüber dem Befragten nicht widersprechen; man könnte unterstellen, dass Müllers Neugier sich nicht auf eine Information richtete, sondern auf eine Erfahrung – er mag neugierig darauf gewesen sein, ob er im Laufe eines Gesprächs eine besonders intensive Erfahrung machen konnte. Die Äußerungen des jeweils Interviewten und das Werk des Interviewers wären dann Beiwerk. Diese Unterstellung mag gewagt sein, aber die Radikalität sowohl der poetologischen Selbstaussagen als auch der Interviewverläufe scheint der Hypothese zumindest eine gewisse Plausibilität zu verleihen. Müller sah sich jedenfalls nicht als Stellvertreter eines neugierigen Publikums und auch nicht als Abgesandter einer Institution, die es ihm erlaubte, sich einem bedeutenden Gegenstand zu widmen (beide seien einfach »zu blöd« [19]).¹⁸ Im Falle Jüngers wurde er (wie bei keinem anderen seiner Gesprächspartner) zum mehr als respektvollen Lobbyisten – wofür ein journalistischer Interviewer üblicherweise kritisiert wird.

Interviewer stehen auch dann im Sperrfeuer, wenn sich zeigt, dass sie Äuße-

rungen aus dem Zusammenhang gerissen bzw. ihren eigenen Anteil verfälscht wiedergegeben haben. André Müller verstand sich nun als literarischer Autor. Er nutze die Gesprächsprotokolle als Material, denn er »mache ja Literatur«¹⁹ und sei nur nicht in der Lage, »Dialoge [zu] erfinden«.²⁰ Folglich ist es nicht verwunderlich, dass sich die *Zeit*-Fassung stark von den Transkripten unterscheidet. Äußerungen wurden zwar nicht im böswilligen Sinne des Wortes aus dem Zusammenhang gerissen, aber Zusammenhänge stellen sich deutlich anders dar als auf den Tonbandmitschnitten. Müllers Autorschaft wird sichtbar. Jünger sanktionierte eine solche Vorgehensweise, wie schon zitiert, in den allerersten Minuten des Gesprächs.

Die Musterung weit verbreiteter Kritikpunkte hat ergeben, dass Ernst Jünger und André Müller sich zahlreiche dieser Vorbehalte gegenüber dem Künstler- und Autoreninterview zu eigen gemacht haben, wenn auch nicht unbedingt dieselben. Mit anderen Worten: Jüngers Interviewkritik war nicht untypisch. Er wurde damit zwar noch nicht zum Mainstreamautor, aber *als Außenseiter* stand er zumindest nicht allein. Wohl auch als solchen suchte Müller ihn auf.

III.

Was stellten sich Jünger und Müller nun unter einem guten oder lohnenden Gespräch vor? Das sollte sich an den überlieferten Zeugnissen ablesen lassen – denn dass sie gleich beim ersten Mal zwei Stunden lang intensiv miteinander sprachen und sich dann noch viermal trafen, war alles andere als selbstverständlich.

Ohne einen Gegenentwurf bliebe die Interviewkritik sowohl Jüngers als auch Müllers affektiert, zumal beide Interviewprofis waren: Müller führte über 100 Interviews, und Jünger gab fast ebenso viele.²¹ Ohne zumindest den Versuch einer Realisierung bliebe wiederum der Gegenentwurf eine Trockenübung. Insofern war es konsequent, dass sich beide dem Gespräch nicht grundsätzlich verweigerten.

Jünger wie Müller formulierten ihre Erwartungen an das Gespräch in dessen Vorfeld und zu dessen Beginn. Die entsprechenden Äußerungen können als Gesprächspoetologie *in nuce* gewertet werden. Müller stellte sich als »Bewunderer« von Jüngers Büchern vor und, im Vorgriff auf ein Gespräch, als »Zuhörer« (25f.). Er signalisierte, dass sein Ausgangspunkt das Werk – und die genaue Kenntnis des Werks – war und nicht ein von außen an Werk oder Autor herangetragenes Anliegen. Das Werk sei geeignet, in der Krise Orientierung zu stiften; folglich sei der Autor »berufener« als andere, sich zum »Zustand unseres Planeten« zu äußern bzw. dazu »zuständig [zu] sprechen« (25, 27). Geprägt sei dieser Zustand von der Möglichkeit atomarer Vernichtung und einer weit verbreiteten Hoff-

nungslosigkeit, aus der viele in die Drogensucht flüchteten, die sie als letztes mögliches Abenteuer ansähen. Indem Müller die elementaren, globalen und individualpsychologischen Ebenen als verschränkt darstellte und die Bitte um eine Zeitdiagnose als Frage nach den Handlungsspielräumen von Außenseitern formulierte, erwies er sich als Kenner vor allem von Jüngers zu dessen Leidwesen wenig rezipiertem Hauptwerk *An der Zeitmauer*. Das beeindruckte Jünger, wie dieser später mehrmals betonte (55, 119, 168). Müller hob Werkkenntnis und Dringlichkeit in seinem Ersuchen um ein Gespräch auf die subjektive Ebene: Ihm persönlich würde ein Gespräch viel bedeuten, er habe dazu den »Mut« und wolle es »wagen« (25). Müller meinte ausweislich dieser Äußerungen, dass man mit einem Mann des Abenteuers nicht einfach über Abenteuer sprechen könne, da ein solches Gespräch vielmehr selbst ein Abenteuer darstelle.

Jüngers Umfeld (der Verlag Klett-Cotta und seine Frau Liselotte) versuchte zunächst, Müller abzuwimmeln. Wie Jünger Müller später mitteilte, änderte er seine Meinung, als Charlotte Kerr ihn warnte, dass Müller ein »ganz gefährlicher Mensch« (171) sei – sobald sich also abzeichnete, dass das Gespräch tatsächlich ein Abenteuer werden könnte. Er schrieb Müller, dass er ein »Gespräch mit einem intelligenten Partner« als »Erholung« ansehe, was fast so klingt, als wollte er Müllers Ernsthaftigkeit aushebeln. Gleich im nächsten Satz gab er allerdings seiner Hoffnung Ausdruck, dass »etwas Neues dabei [bei dem Gespräch] herausspränge« (28), dass also mehr als ein Informationsaustausch zustande komme.

Beide Gesprächspartner waren neugierig sowohl auf eine besondere, vielleicht sogar existenzielle Erfahrung als auch auf einen intellektuellen oder schöpferischen Gewinn – ein Abenteuer und einen Interviewtext bzw., so dürfen wir im Wissen um Jüngers Arbeitsprozess schließen, einen Gedanken, der ins Tagebuch oder in ein anderes Werk einfließen würde. Wir müssen zwei aufeinander aufbauende Methoden anwenden, um zu prüfen, ob sich die beiden Hoffnungen erfüllten. Inwiefern eine Begegnung im engeren, emphatischen Sinne des Wortes stattfand, soll mit Hilfe phänomenologischer Frage- und Beschreibungsstrategien untersucht werden; inwiefern die Gespräche schöpferische Impulse lieferten, muss sich im Anschluss daran textkritisch nachweisen lassen.

Im vorigen Abschnitt haben wir Kritikpunkte an der paradigmatischen Form des Künstlerinterviews gemustert; halten wir aber fest, dass es durchaus zahlreiche Beispiele für Gespräche und gesprächsbasierte Werke gibt, die in der einen oder anderen Weise über diese Interviewform hinausgehen. Im 20. Jahrhundert wurde das Interview (zum Beispiel durch Alexander Kluge und Heiner Müller)²² oder schon allein das Fragestellen (durch Max Frisch) zur eigenständigen Kunstform, nachdem Kafka die Fraglichkeit der Welt vorgeführt und Gadamer auch philosophisch Frage und Einfall auf eine Ebene gestellt hatte.

Beginnen wir die phänomenologische Untersuchung des Gesprächs und des Interviews bei der Dynamik von Frage und Antwort. Wenn ein Gespräch über die Selbstdarstellung und den Informationstransfer zu journalistischen Recherchezwecken hinausgeht, ist die Frage nicht als Ausgangspunkt, sondern bereits als Antwort oder Ergebnis aufzufassen. In den Worten von Bernhard Waldenfels: »Das Fragen wird nicht durch ein Wissensstreben erklärt, sondern das Wissensstreben wird aus der Fraglichkeit gewonnen als deren Implikation.«²³ Fraglich waren Müller – jedenfalls teilweise – die Zusammenhänge des Jünger'schen Werks sowie die Handlungsmöglichkeiten, die er selbst als verzweifelter Mensch am Ende des 20. Jahrhunderts hatte. Waldenfels warnt davor, den Antwortcharakter von Fragen, also die Vielfalt ihrer spezifischen Voraussetzungen, zu übersehen. Die »Dekontextualisierung« solcher Zusammenhänge »geht Hand in Hand mit der *Anonymisierung* und *Neutralisierung* von Problemstellern und Problemlösern.«²⁴ Waldenfels sieht darin nicht in erster Linie ein Problem der Verfälschung von Informationen, sondern ein ethisches Vergehen. Wer die Situation des Fragenden nicht berücksichtigt, verletzt ihn, und er wird die Aufmerksamkeit nicht würdigen, die der Antwortende ihm widmet. Diese Warnung trifft sich mit Jüngers Kritik an den seiner Ansicht nach für die Moderne, die Bürokratie und die Demokratie typischen »anonymen fragstellenden Mächten«, die er zu Beginn seines provokativen Essays *Der Waldgang* einer Prüfung unterzieht.²⁵ Die Blindheit für Hintergründe und Dynamiken des Gesprächs und die einseitige Fixierung auf Wissen ist Waldenfels zufolge unethisch und unmoralisch, da sie nur auf die Richtigkeit von Aussagen und nicht auf Wahrhaftigkeit achtet.²⁶

Jünger beharrt nicht nur im *Waldgang* auf der Ethik. Wie so mancher Interviewverweigerer in der Moderne schätzte er die intensive, schöpferische Begegnung.²⁷ Nicht jeder Interviewverweigerer ist Misanthrop. Wer Jünger nur als Einzelgänger sieht, wird ihm nicht gerecht. Auf Jünger als Begegnenden lassen die äußerst zahlreichen Erinnerungen an Treffen schließen, die Jüngers Tagebücher durchziehen oder von den jeweils anderen Beteiligten verfasst wurden.²⁸

In einem besonderen Spannungsfeld von Ethik (als Modus der Begegnung, der zweiten Person) und Öffentlichkeit (als Modus der dritten Person, als Voraussetzung und Zielpunkt der Aktivitäten von Menschen, deren Leben zu einem wesentlichen Teil ein publizierendes ist) steht die Autorenbegegnung als Situation, die publizistische Spuren hinterlässt. Dass zu einer solchen Begegnung sehr wohl ein Sinn für das Abenteuer gehören kann und dieser Begriff nicht romantisch-übertrieben ist, lässt sich mit Waldenfels theoretisch untermauern. Waldenfels spricht vom »Freimut«,²⁹ der den Fragenden ebenso wie den Angesprochenen verändert; beide setzen sich einander aus. Mut erkennen wir in Müllers Themenwahl. Mit einer nur verzweifelt zu nennenden Regelmäßigkeit fragte er

seine Gesprächspartner, warum sie sich nicht umbringen.³⁰ Jünger gegenüber umkreiste er das Thema gleich mehrmals (34f., 43ff., 59, 147f.).

Wer als Fragender ausloten will, warum der Angesprochene sich nicht umbringt, sucht nicht nach Informationen. Er sieht dem Anderen ins Gesicht und lässt sich von Angesicht zu Angesicht überhaupt erst zeigen, dass der angesprochene Andere lebt. Mit Levinas könnte man sagen: Das Gesicht des Anderen sagt dem Interviewer nicht nur: »Du wirst nicht töten«, sondern auch: »Ich habe mich nicht getötet.« Sich diesem Anspruch zu stellen, erfordert Mut. Jünger selbst notierte umgekehrt in einem unveröffentlicht gebliebenen Text über das Gespräch, dass jemand, der die Grenze des Anstands gegenüber seinem Gegenüber zu nachdrücklich verletzt, zum Mörder werden könne: »Wer die Existenz seinem Gesprächspartner nimmt, der ermordet ihn auch im gegebenen Fall.«³¹

Der Fragende wird insofern umso intensiver antizipieren, dass sich seine Frage im Gespräch »der Gefahr aussetzt, als Vergehen gedeutet zu werden, etwa als ungenierte oder ungehörige Äußerung, als dumme oder überhebliche Frage, [und daher] erscheint jede *mehr oder weniger aufrichtige Antwort als ein Entgegenkommen*«. ³² Mit anderen Worten: Im Gespräch, das zu einer Begegnung gehört, muss sich nicht nur der Befragte erklären, auch der Fragende muss sein Fragen verständlich und ansprechend machen.

Ein Beispiel: Im Rahmen seiner Lektüre von Jüngers Werken kristallisierte sich für Müller immer stärker die Freiheit als zentrales Thema heraus. Er bemerkte, dass Jünger eine radikale Vorstellung von Freiheit hatte, und will diese gedanklich an ihr logisches Ende führen. In den Vorbereitungsnotizen steht: »HÄTTEN KZ-INSASSEN FREI WERDEN KÖNNEN DURCH BEOBACHTUNG IHRES GESCHICKS?«³³ So unvermittelt konnte Müller die Frage im persönlichen Gespräch nicht stellen. Das Fragen hat, wie Waldenfels verdeutlicht, Voraussetzungen, die (wenn überhaupt) nur dem Fragenden bewusst sind, und diese sind zu klären.³⁴ Müller tastete sich also langsam an seine Frage heran, indem er Jünger nachvollziehen ließ, wie er auf sie kam. Und das heißt nicht nur, warum sie ihm relevant erschien, sondern auch auf welcher Textbasis er sie stellen würde. Um Jünger die Frage nach der Freiheit im Konzentrationslager nicht nur in ihrer Dramatik und subjektiv empfundenen Dringlichkeit, sondern auch in ihrer Relevanz für Jüngers geistiges Schaffen darzulegen, musste er weit ausholen, Spannung aufbauen und höflich bleiben. Jünger würden die von Müller vorausgesetzten Werkbezüge nicht automatisch vor Augen stehen, wenn er die Frage hörte, ob ein Jude in der Gaskammer sich frei fühlen konnte. Die Frage konnte ihm deshalb unter Umständen eine ganz andere zu sein scheinen als diejenige, die Müller im Sinn hatte. Er würde sie in Ordnungen einfügen, die Müller nicht meinte. Sehr langsam sagte Müller also schließlich: »Wenn man

das jetzt konsequent weiterdenkt, zu einem sehr brutalen Endpunkt, so müsste man ja vielleicht ... könnte man sagen, dass selbst – ein Jude in der Gaskammer die Freiheit hätte bewahren können, indem er die Situation beobachtet. Glauben Sie, dass das, theoretisch gedacht, so weit gehen könnte?» (38) Für Jünger mochte es den Anschein haben, als sei Müller erst aus dem Gespräch heraus auf die Frage gekommen.

In der Druckfassung, die der weniger geduldige Zeitungsleser konsumiert, schrumpfte die Frage wieder auf eine viel konfrontativer – und damit für den Leser provokativer – wirkende Formulierung zusammen: »So gesehen hätte sich, um ein extremes Beispiel zu nennen, auch ein Jude im Konzentrationslager frei fühlen können.«³⁵ Im Angesicht der Notizen und des Transkripts der Tonbandaufnahme könnte man behaupten, dass die Druckfassung insofern wahrhaftig ist, als sie die von Müller intendierte Frage wiedergibt, die von Jünger so aufgefasst wurde, wie Müller das gehofft hatte. Die lange Hinführung war nur eine Hilfskonstruktion für die Minuten mit Jünger, und ihre Veröffentlichung erübrigt sich.

Eine solche Einschätzung halte ich für unzureichend, jedenfalls insofern es uns darum geht, die Begegnung – und nicht nur den Aussagegehalt – zu würdigen. Waldenfels schärft unseren Blick dafür, dass sich aus Frage und Antwort eine Offenheit von Gesprächsverläufen ergibt, da Bezüge vielfältig und oft unklar scheinen. Zugespitzt könnte man sagen: Wer das Konkrete und Offene eines Gesprächs ausblendet, tritt den Dialogpartnern zu nahe, indem er sich von ihnen entfernt.

Im Angesicht Ernst Jüngers musste Müller »Thematisierungs- und Problematisierungsschwellen«³⁶ berücksichtigen, die Gesprächsverläufe und Frageformen beeinflussen, zumal im institutionellen Kontext eines Interviews für ein großes Medium. Antworten ergeben sich nicht automatisch, gleich einer Wirkung, aus einem Fragen; der Antwortende ist in gewissem Maße frei zu entscheiden, wie er antworten will. Waldenfels nennt das die »Diskontinuität«³⁷ des Gesprächs. Man könnte sagen: Wenn Müller gleich so direkt nach der Schoah oder dem Verlust eines geliebten Menschen gefragt hätte wie in der *Zeit*-Fassung, wäre seine Äußerung keine Frage, sondern eher eine Behauptung gewesen.

Müller musste plausibel machen, warum er überhaupt gerade diese bestimmte Frage stellte und manch andere nicht. Denn was für Aussagen gilt, trifft auch auf Fragen zu: »Zur-Sprache-bringen und Zum-Schweigen-bringen sind eines.«³⁸ Wer nach der Freiheit in der Gaskammer fragt, stellt andere Fragen nicht. Er fragt nicht nach dem Leiden in der Gaskammer und er fragt nicht nach den Handlungsspielräumen mächtiger Täter.

Und was für das Fragen gilt, gilt auch für das Antworten. Wer nur auf den lexikalischen Bestand sieht, wird enttäuscht. Vielfach beschränkte sich Jünger

auf ein »Ja, nein, das ist ...« (54) oder ähnliche Formulierungen. Laut Waldenfels können Antworten aber »die Obligation des Antwortgebens erfüllen, auch wenn sie keinen Antwortgehalt beisteuern, der die Lücken im Fragegehalt füllt.«³⁹ Jüngers Stammeln, sein Zögern, seine Weigerung, eine zitierbare Aussage zu liefern, sind Antwort. Schon sein Nachdenken und Abwägen und sein – stimmlicher, gestischer, nur in Ansätzen verbaler – Hinweis darauf sind ein Entgegenkommen, ein Sich-Einlassen auf Müllers Ansinnen. All dies bezeugt, dass man »nicht nicht antworten«⁴⁰ kann.

Welchen Wert hat ein solches Entgegenkommen? Jünger zögerte, weil er offenbar ein Bewusstsein von dem hatte, was Waldenfels die unentrinnbare »Irreversibilität«⁴¹ von Gesprächsäußerungen nennt: Fragen legen Möglichkeiten frei, zum Denken, zum Sprechen und zum Handeln. Die Antwort wird mit dem Anspruch des Fragenden nie so übereinstimmen, dass sie einfach eine ganz bestimmte Lücke füllt⁴² und die Frage zum Verschwinden bringt. Sie bleibt offen – was durch sie denkbar geworden ist, wird nicht plötzlich wieder undenkbar. Die Frage nach der Freiheit in der Gaskammer ist, so dürfen wir spekulieren, nicht nur deshalb schwierig, weil sie etwas Ungeheuerliches erfragt, sondern weil sie durch keine Antwort aus der Welt sein wird. Jünger lebte nun in einer Welt, in der es diese Frage gibt. Dass ihm dies zumindest ansatzweise bewusst war, schließe ich aus der Tatsache, dass er seine erste Festlegung – dass man »[t]heoretisch ohne Zweifel« auch in der Gaskammer die Freiheit hätte bewahren können – sofort wieder in Frage stellt und sich langsam und hörbar verunsichert damit auseinandersetzt, welche Ebene angeschnitten ist, sobald die Frage einmal im Raum steht: »Wenn Sie die *Schere* gelesen haben, dann werden Sie auch sehen, dass ich darüber nachgedacht habe ... dass ich aber, sagen wir mal, die Situation ... das würde ein Priester zum Beispiel ... Aufgabe eines Priesters sein« (38). Diese Passage fehlt im gedruckten Interviewtext, sicher weil sie keine klare Aussage beinhaltet; als Geste des Umschwenkens vom Gesagten ins Sagen und dann ins Verstummen halte ich sie allerdings für bedeutsam.

Umgekehrt begann Jünger nach dem ersten Gespräch, Müller anzusprechen – Ansprüche an ihn zu stellen. Anlass der Zusammenkunft am 3. Juli 1990 in München war Jüngers Unsicherheit in der Frage, ob er seine politische Publizistik – zahlreiche kurze, teils rabiate, vor allem in Zeitungen erschienene Aufsätze aus den 1920er Jahren – in die *Sämtlichen Werke* aufnehmen solle. Es entspann sich eine jener seltenen Gesprächspassagen, in denen Jünger deutlich mehr sagte als Müller (90ff.). Indem nunmehr Müller, in der Terminologie von Levinas und Waldenfels, das Sagen nicht abreißen ließ, aber kein Gesagtes lieferte, blieb er zwar eine konkrete Antwort auf Jüngers Frage schuldig, aber er zeigte umso deutlicher, dass er dieser Frage einen anderen Stellenwert zu-

schrieb: Er wollte Jünger die Entscheidung nicht abnehmen und konnte auch keine sachdienlichen Informationen liefern, freute sich aber an der Tatsache, dass der Austausch durch diese Frage fortgesetzt werden konnte.

Wer nur die Aussagegehalte mustert, wird Zweifel haben, ob die Gespräche zwischen Jünger und Müller die hohen Ansprüche beider Beteiligten an eine intensive Begegnung und an ein heuristisches, intellektuelles und produktives Abenteuer erfüllten. Er wird sich wundern, dass Müller einerseits eine immer konfrontativere Rolle einnahm, Jünger Vorwürfe machte, ihm teils sogar hämisch widersprach (46, 68, 164) – und ihm andererseits seine Liebe erklärte (194). Vielleicht erspürte Müller aber gerade darin, dass der Morphologe Jünger das logische, vielleicht auch obsessive Weiterdenken des logisch Schließenden zurückwies, jene Liebe, nach der er sich sehnte. Diese Zurückweisung erfolgte im Schweigen und im Stammeln; die befreiende Wirkung des geistigen Abenteuers nahm nicht in abschließenden Aussagen Gestalt an; sie zeigte sich darin, dass es Raum für Fragen gab.

Nicht zuletzt gehört zur Begegnung, die über das Interview als Drucktext hinausgeht, die Körpersprache. Müller zeigte seine Zuneigung auch darin, dass er seine umfangreichen Notizen mitbrachte, die die gründliche Auseinandersetzung mit dem Werk belegen; er durchforstete sie, durchaus ostentativ, an mehreren Punkten des Gesprächs; und er stellte eine intensive Spannung her, indem er Jünger lange anschaute;⁴³ schließlich küsste er ihm die Hand.

Die libidinöse Aufladung der Gesprächssituation wurde von Anfang an – zunächst natürlich nur als Möglichkeit – thematisiert. Jünger äußerte Vorbehalte dagegen, dass Müller ein Aufnahmegerät verwendete. Er warnte ihn, wie bereits zitiert: »Dass Sie sich nicht daran halten!« (32) Im Tagebuch nennt er das Gerät doppeldeutig »Präservativ«; der »Panzer der Lust« lasse die »eigentliche Frucht des Gesprächs« von vornherein scheitern (SW 4, 384). Mit Waldenfels lässt sich diese Haltung gesprächsphänomenologisch untermauern. Das Gerät wird zum Dritten im Raum, der einen eigenen Anspruch geltend macht. Waldenfels nennt das die »Fremdbezüge der Dinge«.⁴⁴

Jünger wollte den Raum des Gesprächs nicht von vornherein verengen; er forderte Müller dazu auf, ihn in der rechten Art und Weise zu öffnen. Ein guter Interviewer müsse »einen besseren Text liefern, als die Unterhaltung ergeben hat. Das heißt, er muss noch hinter den sprechenden Menschen blicken können« (160). Der Hinweis auf den Blick des Interviewers unterstreicht den Stellenwert der Körperlichkeit im Gespräch.

IV.

Anhand der verschiedenen medialen Spuren lässt sich nachvollziehen, wie Müllers Ziel sich wandelte. In Wilflingen ging es ihm darum, eine Atmosphäre zu schaffen, in der bestimmte Aussagen möglich und schließlich gemacht wurden; am Schreibtisch zu Hause gestaltete er aus dem vorliegenden Material eine Art Lesedrama, das dann in der *Zeit* erschien.

Der Prozess umfasste mehrere Schritte, und innerhalb dieser Schritte mehrere Techniken. Die erste Transkription leistete vor allem die Verknappung auf den lexikalischen Bestand. Von der Begegnung blieben im Wesentlichen die Wörter und daneben nur wenige knappe Hinweise auf andere Vorkommnisse, z.B. »trinkt«, »kramt« oder »lacht laut«. Wo Jünger murmelte, Sätze verschliff oder ganze Satzteile verschwieg, ergänzte Müller sie in Klammern: »Das ganze Haus ist voll von solchen (Büsten von ihm gemachten) von Breker bis Wimmer«. Vor allem reicherte er seine eigenen Redeanteile an, vielleicht um sich noch einmal vor Augen zu führen, was er meinte: »Sie meinen (habe ihn nicht verstanden) man könnte es so verstehen, daß sie einverstanden sind mit (allen) Opfern, weil sie ihnen Sinn geben.«

Manche Ergänzungen wurden im Lauf der Arbeit wieder gestrichen, andere kamen hinzu – vor allem Ausschnitte aus Jüngers Werken, für die sich Müller interessierte, die er aber nicht zitierte. In der Druckfassung hält Müller Jünger drei Zitate vor und bittet ihn um einen Kommentar: »Der Krieg habe Sie »gepackt wie ein Rausch«. Sie erwarteten ein »fröhliches Schützengefecht auf »blutbetauten Wiesen.« Keines dieser Zitate und auch keines von fast einem Dutzend weiteren, die in die Druckfassung eingegangen sind, legte Müller ihm tatsächlich vor – er fragte Jünger allgemeiner danach, ob er den Ersten Weltkrieg als Abenteuer gesehen hatte. Jünger antwortet in der Druckfassung: »Wissen Sie, dieses Buch habe ich als Primaner geschrieben.«⁴⁵ Es entsteht der Eindruck, als wollte er sich nicht mit den drei Zitaten beschäftigen. Das Tonband hält fest, dass Jünger sagte: »Wissen Sie, die *Stahlgewitter* ist ein Buch, das habe ich als Primaner geschrieben. Als Primaner!« (57) – und zwar als Reaktion auf ein anderes Zitat, welches, wie Müller während der Arbeit wohl aufgefallen war, aus dem ein Jahrzehnt später entstandenen *Arbeiter* stammt.

Wir können nur spekulieren, warum Müller mit Zitaten aus Jüngers Werk und mit Jüngers Reaktionen darauf so umging. Unterstellte er, dass Jünger die skandalträchtigen Zeilen präsent hatte (obwohl dieser immer wieder sagte, dass er sich an zitierte Stellen nicht erinnerte)? Wollte er sich gegenüber seiner Redaktion und den *Zeit*-Lesern absichern, die ihm sonst vorgeworfen hätten, sie im Angesicht Jüngers nicht zur Sprache gebracht zu haben? Oder wollte er

seinen Interviewtext ästhetisch aufladen und gleichzeitig seine eigenen thematischen Interessen und Positionen profilieren? Angesichts der Tatsache, dass sich Müller quer zur herrschenden Meinung in Deutschland positionierte, ist anzunehmen, dass der dritte, poetologische, Grund ihm wichtiger schien als der rezeptionsorientierte zweite.

Straffung, Konkretisierung und Verdichtung können als Ziele auch der anderen Bearbeitungstechniken identifiziert werden. Müller strich ganze Passagen, etwa zu Jüngers Privatleben, zu Kohl und Mitterrand oder zum Christentum, die ihm vielleicht nicht aussagekräftig genug erschienen; er straffte das lexikalische Material beträchtlich, indem er Füllwörter und Fragmente strich; er strich die teils sehr langen Hinführungen, gerade bei den emotional aufgeladenen Themen wie dem Tod von Jüngers älterem Sohn; er stellte Themenblöcke um, zum Beispiel indem er auf die Passagen zum Krieg jene zu Verzweiflung und Drogen folgen ließ, statt, dem tatsächlichen Gesprächsverlauf folgend, das Thema Freiheit; und er führte klare Aussagen, die Jünger in größeren Abständen voneinander machte, auf engem Raum zusammen, um semantische Leerräume zu schließen. All dies sind Formen der Autorschaft, die sich mithin auf die Redeanteile beider Beteiligten im gedruckten Text erstrecken.

Und wie sieht es aus Jüngers Perspektive aus? Ist bei den Gesprächen etwas Neues entstanden? Die Frage lässt sich, mit gewissen Einschränkungen, wohl bejahen.

Mit Bezug auf die beiden provokantesten Müller-Fragen, zur Freiheit in der Gaskammer und zum Opferbegriff im Zusammenhang mit der Schoah, ist der semantische Ertrag überschaubar, aber auch nicht zu vernachlässigen. Jünger gestand – zunächst – durchaus freimütig zu, dass man aus seinen Schriften schließen könne, dass er auch dem Juden in der Gaskammer Freiheit zuspricht (vgl. 38ff.); als möglicherweise sinnvolles Opfer will er dagegen nur Vorkommnisse werten, mit denen jemand »einverstanden« (55) sei, bei denen er also mehr als nur einbezogen ist. Diese Äußerungen sind wenig umfangreich, aber gewichtig, und sie finden sich nur hier.

Zur Begegnung, auf die sich Jünger einließ, gehört aber nicht nur, dass er sich nach minutenlangen Schleifen zu diesen Äußerungen durchrang, sondern auch, dass er sich den entsprechenden Fragen stellte. Er geriet in Verlegenheit, hatte Schwierigkeiten, Antworten zu formulieren, wehrte sich aber, anders als Alice Schwarzer oder Marcel Reich-Ranicki, nicht gegen die Fortsetzung des Gesprächs, wenn es unangenehm wurde. Auch Müllers Vorwürfen und seiner Hämie setzte sich Jünger, vor allem im fünften Gespräch 1993, bewusst aus.

Darüber hinaus äußerte sich Jünger prägnant zu einer Reihe von Themen, die ansonsten im Werk und in Interviews geringen Niederschlag finden. Zu nennen

ist vor allem der Umgang mit regimenahen Schriftstellern der DDR und ihren Organisationen nach der Wiedervereinigung. Jünger stellte sich nachdrücklich, mehrfach und mit hörbarer Genugtuung auf ihre Seite – mit der an Stefan Heym erinnernden Begründung, er sei immer für die Unterlegenen (128f., 167, 174, 186). Eines der wenigen zentralen Gesprächsthemen, die Jünger selbst anschnitt, ist der Umgang mit seiner nationalrevolutionären Publizistik. Die Aussagen hierzu gehören zu den wenigen des späten Jünger, die diesen Teil seines Werks betreffen. Zweimal wies er darauf hin, dass der Weg von dort aus zur politischen Linken ebenso kurz war wie zur Rechten (93, 139). Weitere Themen, zu denen er sich knapp, aber deutlich äußerte, sind die Emanzipationsbewegung (69f.), der Streit über das Tucholsky-Zitat, Soldaten seien Mörder (74), die deutsche Einheit (132) und der Zusammenhang von Moral und Ästhetik (140).

Am deutlichsten unterscheiden sich Jüngers und Müllers Haltungen in Bezug auf das ganz Grundsätzliche – Jünger war Optimist, Müller verzweifelter Nihilist, Zyniker. Diese Grundspannung führte mindestens dreimal zu Wortgefechten, die ebenfalls als genuiner Ertrag der Interviews zu werten sind (45f., 56, 180).

Entgegen seinen erklärten Absichten gab Jünger darüber hinaus auch unerwartete Einblicke in sein Privatleben. Er deutete Affären während des Zweiten Weltkriegs an (109); er gestand, schreiend durch den Wald zu laufen (134); und man erfährt, dass er ein *Columbo*-Fan war (139).

Es fällt auf, dass fast alle genannten Passagen aus den späteren Gesprächen stammen und nicht aus dem ersten. Zu prüfen wäre, ob die späteren deshalb einträglicher waren, weil Jünger und Müller Vertrauen zueinander gefasst hatten oder weil Müller gesprächstaktisch anders agierte. Möglich ist auch, dass das eine ein Symptom des anderen war oder dass beides unabhängig voneinander der Fall war. Die Prüfung könnte im Abgleich mit anderen Gesprächen erfolgen, die Jünger mit Vertrauten führte, z.B. mit Julien Hervier.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das ›Neue‹ der überlieferten Gespräche nicht vorrangig in der intellektuellen Kontroverse, im Streit über Inhalte, im kritischen Diskurs liegt. Jünger mag solche Konfrontationen in einigen gesprächspoetologischen Äußerungen begrüßt und eingefordert haben, doch wurde er hauptsächlich von ihm wohlgesonnenen Interviewern befragt;⁴⁶ und Müller gehört in diese Kategorie. (Eine bemerkenswerte Ausnahme ist Müller nur insofern, als er Jünger auf Basis einer umfassenden Werkkenntnis geistig herausforderte.) Der Ertrag liegt vielmehr darin, dass schwierige Fragen zur Sprache kamen und dass Jünger sein Werk in einer Reihe prägnanter Aussagen fortschreibt.

V.

Dass sich die hohen Erwartungen beider Gesprächspartner auch ihrer eigenen Einschätzung nach zumindest teilweise erfüllt haben, zeigt sich an dem greifbaren Ergebnis: Müller war tatsächlich in der Lage, einen Dialog zu schreiben, mit dem er sehr zufrieden war und der in der *Zeit* erschien. Jünger gestand zu, dass Müller »das Gespräch auf ein anderes Geleis zu heben versucht [hat] als auf das, was sich seit Jahrzehnten bis zum Überdruß eingefahren hat« (66).

Unsere Analyse hat gezeigt, wie wichtig es ist, zwischen Begegnung und Text zu unterscheiden. An der Begegnung sind beide beteiligt, und ihre jeweiligen Anteile sind nicht voneinander zu trennen. Die eingangs referierten Kritikpunkte am Kunst- und Literaturbetrieb und an der Medienpraxis der Nachkriegszeit umgehen Müller und Jünger, indem sie zulassen, dass ihr Aufeinandertreffen in einem weiten, phänomenologisch fassbaren Sinn zu einer Begegnung wird. Was das in der *Zeit* erschienene Interview angeht, so wird im Abgleich mit den multimedialen Spuren der Begegnung deutlich, dass der gedruckte Text *einen* Autor hat – Müller zeichnete verantwortlich für den Text als ganzen und nicht nur für seine eigenen Redeanteile, und dass es sich damit auf einer Vielzahl sprachlich-situativer Ebenen von der Begegnung abhebt.

Es gibt noch eine Reihe von weiteren Begegnungen Ernst Jüngers, die multimediale Spuren hinterlassen haben und sich für eine vergleichende Untersuchung anböten. Aufgeworfen wird durch die hier erschlossenen Gesprächspoetiken beider Teilnehmer, durch die Gesprächsdynamik, wie wir sie erkennen können, und durch die Gesprächsdokumente nicht zuletzt die Frage nach der Rezipierbarkeit der Gespräche und von Gesprächen überhaupt. Uns fehlen nicht (nur) Informationen über den Gesprächsverlauf oder Details dessen, was sich vollzog (etwa mit Bezug auf Gesten und Körperhaltungen); uns – als Menschen – fehlt grundsätzlich die Fähigkeit, jene Möglichkeitsräume, Aufforderungen und Ansprüche wahrzunehmen, die bei einem Gespräch für die Teilnehmer im Spiel waren. Gerade dadurch sind wir übrigens in der Lage, die Privatsphäre der beiden Gesprächspartner zu schützen – die nun als entzogene zu Tage tritt. Durchaus auch, weil wir, anders als Müller, »kein Interview draus« machen. Wir lernen, dem Gespräch über seinen Informationsgehalt hinaus unsere Aufmerksamkeit zu widmen, und wir merken, wie diese irgendwann die Spur verliert.

Anmerkungen

- 1 Das ist die Grundthese von Michael Diers, Lars Blunck und Hans Ulrich Obrist (Hg.), *Das Interview. Formen und Foren des Künstlergesprächs*, Hamburg 2013. Laut Philip Bell und Theo van Leeuwen wird das Interview in der Moderne gar als natürlichste und offensichtlichste Form der Informationssammlung und -verbreitung angesehen (vgl. Philip Bell, Theo van Leeuwen, *The Media Interview. Confession, Contest, Conversation*, Kensington 1994, 2).
- 2 Vgl. Andreas Zeising, *Eine neue Qualität der Nähe. Künstlerinterviews im Berliner Rundfunk*, in: Diers, Blunck, Obrist (Hg.), *Das Interview*, 99–128, hier 105.
- 3 Lars Blunck, »Der Mob schaut zu«. *Zum Quellenwert des Künstlergesprächs – am Beispiel von Marcel Duchamp*, in: Diers, Blunck, Obrist (Hg.), *Das Interview*, 170–194, hier 181.
- 4 Vgl. Isabelle Graw, *Reden bis zum Umfallen. Das Kunstgespräch im Zeichen des Kommunikationsimperativs*, in: Diers, Blunck, Obrist (Hg.), *Das Interview*, 284–301, hier 289.
- 5 *Ja, gut. André Müller spricht mit dem Dichter Ernst Jünger*, in: *Die Zeit*, 8.12.1989, 61–62; André Müller, *Vom dunklen Tor. Besuche bei Ernst Jünger*, in: *Die Zeit*, 6.9.1991, 69–70.
- 6 Ernst Jünger, André Müller, *Gespräche über Schmerz, Tod und Verzweiflung*, hg. von Christophe Fricker, Weimar 2015. Seitenzahlen ohne weitere Zusätze beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 7 Vgl. Christophe Fricker, *Freiheit in der Shoah. Sinn der Shoah? André Müllers kontroverse Fragen an Ernst Jünger*, in: *Jünger-Debatte*, 1 (2017), 67–77.
- 8 Nachlass André Müller, Privatbesitz.
- 9 Somit relativiert sich die Frage nach strukturellen Unterschieden zwischen dem ersten »Interview« und den weiteren Gesprächen, die auf explizite Einladung Jüngers zustande kamen und bei denen zumindest zeitweise Jünger eher der Fragesteller war als Müller.
- 10 Vgl. Matthias Schöning, Ingo Stöckmann, *Diskrete Diagnosen. Ein Plädoyer für neue Fragestellungen*, in: dies. (Hg.), *Ernst Jünger Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2014, 3–33, hier 11.
- 11 Zur Textarbeit von Ernst Jünger vgl. Joana van de Löcht, *Aufzeichnungen aus dem Malstrom. Die Genese der »Strahlungen« aus Ernst Jüngers privaten Tagebüchern (1939–1958)*, Frankfurt/Main 2018. Zu Müllers Poetologie vgl. Torsten Hoffmann, *Wahrheitsspiele. Zu den Interviewformaten André Müllers und Moritz von Uslars*, in: *Germanic Review*, 91(2016)1, 61–77. Hoffmann unterscheidet aber nicht systematisch zwischen Gesprächsverlauf und Druckfassung.
- 12 Vgl. mit Bezug auf die Kunst der Abstrakten Expressionisten Peter J. Schneemann, *Formate und Funktionen der künstlerischen Selbstaussage. Die Produktion von Quellschriften in der amerikanischen Kunstszenen der 1950er Jahre*, in: Diers, Blunck, Obrist (Hg.), *Das Interview*, 129–152.
- 13 Nachweise dieser Form beziehen sich auf Ernst Jünger, *Sämtliche Werke*, Stuttgart 1978–2003. Die genannte Maxime hat Jünger freilich immer wieder unterlaufen. Dass sie selbst *Teil* des Werks ist, von dem sie spricht, gibt zu denken und müsste einmal genauer untersucht werden.
- 14 »Kitt« heißt im südwestdeutschen Raum »Geschwätz«; vgl. *Pfälzisches Wörterbuch*, begr. von Ernst Christmann, fortgef. von Julius Krämer, bearb. von Rudolf Post, unter

- Mitarb. von Josef Schwing und Sigrid Bingenheimer, Stuttgart 1965–1998, Bd. 4, Sp. 253; *Rheinisches Wörterbuch*, bearb. und hg. von Josef Müller, Karl Meisen, Heinrich Dittmaier und Matthias Zender, Bonn–Berlin 1928–1971, Bd. 4, Sp. 576.
- 15 Vgl. Julia Gelsborn, *Two Are Better than One. Anmerkungen zum Interview und seinen Verfahren der Vervielfachung*, in: Diers, Blunck, Obrist (Hg.), *Das Interview*, 263–283, hier 265.
- 16 Vgl. Graw, *Reden*, 287.
- 17 Vgl. Christophe Fricker, *Einer Begegnung auf der Spur. Über den Austausch zwischen Ernst Jünger und André Müller*, in: Jünger, Müller, *Gespräche*, hg. von Christophe Fricker, 7–23, hier 9–12.
- 18 Vgl. Martin Kött, *Das Interview in der französischen Presse. Geschichte und Gegenwart einer journalistischen Textsorte*, Tübingen 2004, 80–85. – Auseinandersetzungen mit der Redaktion der *Zeit* dokumentiert meine Edition.
- 19 Ursula von Arx, *Was interessiert Sie, Herr Müller?*, in: *NZZ Folio*, Juli 1997, 54.
- 20 Stefan von Bergen, *André Müller. Der Meister des Verhörs. Der Interviewer der Stars über Eitelkeit und Vergänglichkeit*, in: *Berner Zeitung*, 26.7.2003, 16, meine Hervorhebung.
- 21 Eine Übersicht zu Müller findet sich im Anhang zu meiner Edition (229f.); zu Jüngers Interviews vgl. Ernst Jünger, *Gespräche im Weltstaat. Interviews und Dialoge 1929–1997*, hg. von Rainer Barbey und Thomas Petraschka, Stuttgart 2019.
- 22 Schneemann spricht von Interviews »ohne kompensatorische Funktion« (*Formate und Funktionen*, 136). Vgl. Matteo Galli, *„...Eine Menge Arbeitsaufträge“. Alexander Kluge und Heiner Müller*, in: *Kulturphilosophen als Leser. Porträts literarischer Lektüren*, hg. von Heinz-Peter Preußner und Matthias Wilde, Göttingen 2006, 343–359.
- 23 Bernhard Waldenfels, *Antwortregister*, Frankfurt/Main 2007 [1994], 42. – Freilich nutzt Müller gerade die späteren Gespräche wie der journalistische Interviewer auch zur Informationsbeschaffung (vgl. 165).
- 24 Waldenfels, *Antwortregister*, 132.
- 25 Vgl. Christophe Fricker, *The Worker's Conversion? Ernst Jünger's Waldgang*, in: *andererseits*, 1 (2010), 95–106.
- 26 Waldenfels, *Antwortregister*, 404.
- 27 Vgl. *The Guardian View on Modern Writers. The Myth of the Reclusive Author*, in: *theguardian.com*, 7.10.2018; <https://www.theguardian.com/commentisfree/2018/oct/07/the-guardian-view-on-modern-writers-the-myth-of-the-reclusive-author> [letzter Zugriff 22.3.2019].
- 28 Wobei es natürlich nicht auf die Anzahl, sondern die Eigenart der Texte ankommt. Eine ausführliche Analyse zu Jüngers Begegnungen ist in Arbeit.
- 29 Waldenfels, *Antwortregister*, 408f.
- 30 Vgl. *André Müller im Gespräch mit Thomas Bernhard*, Weitra 1992, 57; André Müller, *»Sie sind ja wirklich eine verdammte Krähe!«. Letzte Gespräche und Begegnungen*, mit einem Vorwort von Elfriede Jelinek, München 2011, 320 (im Gespräch mit Michel Houellebecq).
- 31 Zit. nach [Rainer Barbey, Thomas Petraschka], *Gespräche im Weltstaat. Ernst Jünger im Interview*, in: dies. (Hg.), *Gespräche im Weltstaat. Interviews und Dialoge 1929–1979*, Stuttgart 2019, 9–31, hier 13. Ich danke den Autoren dafür, dass sie mir Einblick in ihr Manuskript gewährten.
- 32 Waldenfels, *Antwortregister*, 95.
- 33 Diese Notizen sowie die Transkriptionen, aus denen später zitiert wird, befinden sich im Nachlass André Müller, Privatbesitz.

- 34 Waldenfels, *Antwortregister*, 23.
35 *Ja, gut. André Müller spricht mit dem Dichter Ernst Jünger*, 61.
36 Waldenfels, *Antwortregister*, 140.
37 Vgl. ebd., 188.
38 Ebd., 368. – Es lohnt hier übrigens ein genauer Blick auf Brechts bekanntes Gedicht *An die Nachgeborenen*. Der Sprecher verurteilt darin das »Gespräch über Bäume« (meine Hervorhebung), weil es »ein Schweigen über so viele Untaten einschließt«. Hier ist nicht von »Aussagen« über Bäume die Rede: Zum Gespräch gehören Fragen.
39 Waldenfels, *Antwortregister*, 104.
40 Ebd., 357.
41 Ebd., 188.
42 Vgl. ebd., bes. 125, 178f. und 311.
43 Freundliche Auskunft Christine Gerstacker. Dies sei eine Strategie gewesen, die Müller immer anwandte; sie sei bei dem stärker als viele andere in sich ruhenden Jünger weniger erfolgreich gewesen.
44 Waldenfels, *Antwortregister*, 482.
45 *Ja, gut. André Müller spricht mit dem Dichter Ernst Jünger*, 61.
46 Vgl. IBarbey, Petraschkal, *Gespräche*, 16–18.